

Günter Schweikle

Schülerdasein unter Bombendrohung

Der 4. Dezember 1944 - mein letzter Schultag

Es war ein trüber Tag. Weil der Fliegeralarm in der Nacht zuvor nur eine halbe Stunde gedauert hatte, durfte der Unterrichtsbeginn auch nur um eine halbe Stunde hinausgeschoben werden.

Mißmutig zog ich deshalb nach einer ruhigen Nacht in den Luftschutzbetten im Keller schon um acht Uhr in die Dammschule. Unser Unterricht in der Klasse 3b begann mit Geschichte. Klassenlehrer Johnny, Alter Kämpfer, weil er schon vor 1933 in die NSDAP eingetreten war, unterrichtete an diesem Morgen wieder einmal in SA-Uniform mit Koppel und Schulterriemen. Erneut überzeugte er uns auch an diesem Schultag, daß der Endsieg nicht mehr ferne sei, und daß unsere Armee auf ihrem strategischen Rückzug den Feind in den Ardennen in einen Hinterhalt locken wolle. Der Kanonendonner von den Kämpfen in Frankreich war bei starkem Westwind zwar manchmal schon in unserem Klassenzimmer hörbar, aber davon sprach man in der Öffentlichkeit nicht, das hätte einem als feige Wehrkraftzersetzung gefährlich werden können. Unser Englischlehrer dagegen, Master Schmidt, befahl in seinem Morgengebet bei Unterrichtsbeginn unsere tapferen Soldaten an den Fronten im Osten und Westen, im Norden und Süden in den Schutz unseres Gottes. Auch die trauernden Kriegerwitwen und die Waisen schloß er fürbittend ein.

Bis vor wenigen Wochen hatten wir Pimpfe des Deutschen Jungvolks solches Beten auch für Wehrkraftzersetzung gehalten, vor allem auch weil Master Schmidt im Englischunterricht seine Begegnungen mit tapferen englischen Soldaten im Ersten Weltkrieg schilderte, deren Regenmäntel dichter als die deutschen gewesen seien. Solcher Herabsetzung deutscher Wehrarbeit widersetzten wir uns. In den Zwanzig-Pfennig-Heften "Kriegsbücherei der deutschen Jugend" stand das ganz anders. Wir wollten glauben, daß unsere Feinde deutschen Wehrwillen und deutschen Waffen nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatten.

Aber wie gesagt, an diesem Morgen des 4. Dezember 1944 war ich nicht mehr ganz so sicher, denn vier Wochen vorher habe ich unseren "alten" Master Schmidt als Helden erlebt. Seither war er mir glaubwürdig geworden. Das kam so:

Im Oktober 1944 war abends während der Nachtessenszeit mehrmals ein Einzelflieger über der Stadt gekreist. Weil das schwache Motorengebrumm der Maschinen scheinbare Harmlosigkeit signalisierte, achtete beim erstenmal niemand darauf. - Seit dem Fliegerangriff am 10. September 1944 auf die Altstadt, das Bahnhofsgelände und auf Böckingen glaubten wir nämlich, am Motorengeräusch Überflieger und Angriffsflieger unterscheiden zu können. Dann ungewarnt - beim erstenmal auch unbekannt - das Heulen, das Zischen und die Detonation stürzender Sprengbomben. Erst darauf löste die Sirenenwarnung die Erstarrung der Menschen. Beim dritten Angriff des sogenannten Bombenkarle tötete die Explosion einer Sprengbombe die Schafe der Stadtschäferei in der äußeren Paulinenstraße. Der Anblick der zerfetzten Schafe und Lämmer am nächsten Morgen haben zum erstenmal Zweifel an meinem Berufswunsch 'Soldat' in mir geweckt. Ich habe meine Mutter gefragt, ob so auch Soldaten nach einer Explosion aussehen. Ich hatte mir bisher den Heldentod im Krieg für Führer, Volk und Vaterland ganz anders vorgestellt.

Nach dem ersten Angriff wurde für die Real- und Hauptschule eine Feuerwache eingerichtet. Einige große vierzehnjährige Schüler der dritten Klassen sollten zusammen mit einem Lehrer das Gebäude der Dammschule sichern. - Die ganz großen fünfzehnjährigen Schüler der fünften und sechsten Klassen waren in jener Zeit schon als Flakhelfer zu den Flakbatterien auf dem Lagerhaus der Firma Hagenbucher und bei Lauffen eingezogen. - Ich als einer der Kleinsten in Klasse 3b fühlte mich als dreizehnjähriger auch schon groß und meldete mich zusammen mit einigen Klassenkameraden für die Feuerwache am 30. Oktober. Mit einer Windel als Atemschutz und mit einem "Behüt dich Gott" ließ mich meine Mutter ziehen. Das verletzte meinen Stolz ein bißchen. Master Schmidt war unser Kapo. Mit ihm trugen wir aus dem Sekretariat Karteikästen und die Schreibmaschinen in den Keller, füllten in Chemie- und Physiksaal die Löscheimer mit Wasser und kontrollierten auf jedem Stockwerk die Feuerpat-schen und die Sandeimer. Dann sollten wir uns in der Schulbücherei auf unseren Strohsackbetten zur Ruhe begeben, wie Master Schmidt sagte.

Er zog sich ins nebenliegende Lehrerzimmer zurück.

"Wenn ihr Angst habt, bleibe isch bei euch", sagte er. Wir hatten natürlich keine! Ich konnte vor meinen Kameraden angeben, weil ich bei einer Luftschutzübung mit meiner Mutter und den Frauen der Nachbarschaft auf dem Hof der Schäuffel'schen Papierfabrik einmal in einer Löscheimerkette gestanden und einen brennenden Strohhaufen gelöscht hatte. Master Schmidt strich mir Zur-Guten-Nacht über meinen Hitlerschopf und sagte, "Oh Günterle". Das verletzte meinen Stolz sehr.

Wir begaben uns nicht zur Ruhe. Übermütig schlichen wir mit unseren Taschenlampen zwischen den Bücherregalen herum und schoben Bücher von einem Regal ins andere, um den Büchereiwart unserer Schule, den Fachlehrer für Kunst, Bebblerle zu ärgern. Zuletzt fand ich mit meiner Taschenlampe im hintersten Regal Karl May's "Old Surehand", das war eine Rarität, denn Karl-May-Bücher gehörten während der Nazizeit zur "unerwünschten Literatur", weil sie den Wehrwillen der Jugend nicht förderten.

Beglückt wollte ich mich mit meinem Fundbuch und meiner Taschenlampe unter die Wolldecke auf dem Luftschutzbett zurückziehen, da riß uns die Voralarm-sirene aus unseren Indianerträumen. Master Schmidt stand schon unter der Tür. "Ab in den Keller", kommandierte er. "Ein Flugzeug kreist über der Stadt". Das Motorengeräusch war nur ein leises Summen und verebte nach einigen Sekunden ganz. "Vielleicht segelt er mit abgestelltem Motor über der Stadt", meinte einer. Nach den Einzelfliegerangriffen des "Bombenkarle" waren wir schnell hellwach. Wir rannten in den Keller. Noch bevor wir mit den Hebeln die Luftschutzstahltür zuriegeln konnte, packte uns das Heulen einer Sprengbombe: Dumpf zuerst - dann höher - dann schrill - zuletzt pfeifend - Ruhe. "Wenn wir jetzt die Detonation hören, dann leben wir noch", unterbrach Master Schmidt. Wir haben sie gespürt die Detonation, wie einen Schlag, aus dem Boden hochsteigend, bis in die Knie. Mehr gespürt als gehört. "Das war nahe!" Master Schmidt drückte uns in die Kellerecke. - Da, die Stahltür in den Schulhof wurde von außen aufgerissen. Schreiend stürzten und wälzten sich eine Gruppe italienischer Kriegsgefangener, die in den stacheldrahtumzäunten Barracken des Schulhofes von zwei Landsturmmännern bewacht worden waren, durch die Tür herein, warfen sich auf den Boden, übereinander, durcheinander und schrien und schrien. "Mama mia", erinnere ich mich, haben sie geschrien.

Wir warten auf die zweite Bombe. - Der Staub hing wie ganz dichter roter Nebel unter der Glühbirne. Wo kommt bei einer Explosion bloß der viele Staub her?

Master Schmidt hat seinen Lodenmantel um uns Buben geschlungen, schwarz war dieser, das weiß ich noch ganz genau. Umarmt hat er uns! Ich habe versucht hochzublicken, sein Gesicht zu erkennen, da sang er, nicht laut, aber alle haben es gehört, ein bekanntes Kirchenlied war es. - Den Text habe ich nicht verstanden. Er sang bis zur zweiten Bombe. Die Italiener saßen uns gegenüber auf dem Boden, guckten ihn an, guckten uns an, geschrien haben sie nicht mehr. Die zweite Bombe fiel, noch näher - beim Schwibbogen in der Sülmerstraße sahen wir am nächsten Tag. Kurz flackerte die Glühbirne bevor sie erlosch. Alle fünf Minuten leuchtete Master Schmidt mit seiner Taschenlampe an die Decke, um uns in der Dunkelheit ein Lebenszeichen zu geben. Jetzt hockten wir alle auf dem Fußboden. "Spürt ihr, daß ihr lebt" fragte er einigemale. Wahrscheinlich habe ich auf seinem Lodenmantel eine Zeitlang geschlafen. Es war noch ganz dunkel, als er uns heimschickte. "Ihr könnt gehen, vor einer Stunde schon war Entwarnung", verabschiedete er sich von uns. Die Bücherregale oben in der Bücherei waren umgekippt. Ganze Bücherstapel lagen auf dem Boden. Wüst sah das aus. "Wir hätten uns das Bücherschieben sparen können", sagte mein Freund. "Damit kann man Beberle nicht mehr ägern". Also, seit dieser Nacht weiß ich, daß Helden ganz anders sind, als wie sie in der Kriegsbücherei für deutsche Jugend beschrieben werden.

Solches Erinnern ging mir am Morgen des 4. Dezember 1944 durch den Kopf. Besonders in der dritten Selbstbeschäftigungsstunde, in der wir eigentlich Mathe hätten haben sollen bei Rektor Offerbacher - Vetter nannten wir ihn. Vetter konnte schon seit Tagen keinen Unterricht mehr bei uns halten. Er war mit Klasse 6, den Flakhelfern, in Lauffen und bereitete diese in den Alarmpausen auf ihre Abschlußprüfung vor.

Wir sollten aus dem Physikbuch in Selbstbeschäftigung die Aufgabe berechnen, um wieviel Millimeter bei einem Sturmgewehr mit 0,8 Meter Lauflänge die Kimme hochgeklappt werden muß, damit beim Visieren über das Korn der Feind in fünfhundert Meter Entfernung sicher getroffen wird.

Die Aufsicht in jener Stunde führte ein Klassenkamerad, der in seinem Jungvolk-Fähnlein in Böckingen schon zum Jungenschaftsführer befördert worden war. Ich überließ an diesem Morgen das Rechnen meinem Nebensitzer und sann bekümmert darüber nach, daß meine Beförderungschancen zum Jungenschaftsführer tief gefallen waren, weil mein Vater mir an den vergangenen beiden Mittwochnachmittagen nicht erlaubt hatte, zum Jungvolkdienst in meinem Fähnlein 8 anzutreten. Er hatte meinen Bruder und mich beauftragt, zuerst unsere zwölf Stallhasen zu misten und mit dem Leiterwagen dann den Hasenmist in unser Äckerle am Wartberg zu führen.

"Bei den wenigen Gramm Fleischzuteilung auf den Lebensmittelmarken ist es wichtiger, jeden Monat einen Stallhasen schlachten zu können, als hinter der HJ-Fahne her durch die Stadt zu marschieren und dabei noch die genagelten Schuhe abzuwetzen, für die man nur einmal im Jahr einen Bezugsschein erhält," sagte mein Vater. Mir aber haben die Propagandamärsche durch die Stadt im geklopften Achtungsgleichschritt viel besser gefallen als Hasenmisten. Mit Begeisterung haben wir bei diesen Märschen das umgedichtete Lied geschmettert: Wir werden weiter marschieren, bis alles in Scherben fällt, denn heute (ge)hört uns Deutschland und morgen die ganze Welt! Ich war zornig auf meinen Vater, weil er die neue, nationalsozialistische Welt ablehnte. Dieses Lied besonders war ihm ein Greuel. Ich hielt ihn dann für sehr altmodisch, weil ihm meine Teilnahme am Konfirmandenunterricht und der Besuch des Kindergottesdienstes am Sonntagmorgen wichtiger waren als die Fehdegeländespiele meines Fähnlein 8 gegen das berühmte Fähnlein 5. Er wehrte sich gegen das von mir übernommene nationalsozialistische Argument meines Geschichtsführers Johnny, daß das Christentum eine Judenreligion sei, die in das wehrhafte nationalsozialistische Deutschland nicht mehr passe.

Und nun hatte meine Mutter für den versäumten Jungvolkdienst nicht mal eine schriftliche Entschuldigung geschrieben. Das war genau so schlimm wie Schule schwänzen. Sicher wird der Jungenschaftsführer nach den zwei Versäumnissen eine rote Verwarnungskarte vorlegen und eine Zwangsvorführung durch die Polizei androhen. An meinem Freund Robert aus der Kleiststraße wurde das schon vorexerziert, den hatte ein Jungzugführer des Fähnlein 8 festgehalten und drei Jungzugführer haben ihn vor dem angetretenen Fähnlein windelweich geschlagen, bis er Rotz und Wasser geheult hat.

Solche trüben Gedanken haben mich an diesem Vormittag so umgetrieben, daß mir um halb zwölf Uhr die vom Schülermeldegänger ins Klassenzimmer hereingebrüllte L-20-Luftschutzwarnung wie eine Erlösung schien. Wir rannten weg und alle vergaßen vor dem Rausstürmen noch die Übungsaufgabe abzugeben. Die L-20-Warnung wurde von der Polizeistelle in der Schillerstraße über abkommandierte Meldeläufer an die Schulen weitergeleitet. Die feindlichen Flugzeuge waren davon noch zwanzig Flugminuten entfernt. Dann mußten alle Schüler, deren Schulweg weniger als fünfzehn Minuten dauerte, nach Hause laufen und dabei noch einen weiter entfernt wohnenden Klassenkameraden als Schutzraumfreund mitnehmen. Wenn dann nach einer halben Stunde kein öffentlicher Sirenenalarm ausgelöst worden war, sollten wir wieder in die Schule zurückkehren. Ans Zurückkommen dachte um halb zwölf aber keiner von uns, und weil mein Kellerfreund aus der Eythstraße Hunger hatte, ist er gleich zum Mittagessen nach Hause gerannt.

Sirenenalarm war an jenem Nachmittag mehrmals. Das war schon seit August Alltagsleben. Niemand hat dabei seine Arbeit unterbrochen, sondern nur nebenher auf Flugmotoren geachtet. Mit den Eltern haben wir am vorausgegangenen ersten Adventssonntag von einem Sparziergang auf den Wartberg Tannenzweige mitgebracht. Damit haben an jenem Montagnachmittag mein Bruder und ich im Garten die Rosen abgedeckt und später einen Adventsteller mit Kerzen gesteckt. Die Mutter hat Weihnachtsbrötchen gebacken. Als kinderreiche Familie mit vier Söhnen - der Mutter war deshalb im Jahr zuvor das bronzene Mutterehrenkreuz verliehen worden - erhielten wir eine höhere Lebensmittelzuteilung, so daß selbst im fünften Kriegsjahr Weihnachtsbäckerei Festvorfreude in uns weckte. Damit es dafür an gar nichts fehlte, hatte sie schon im Oktober einen fetten Stallhasen gegen eine Kanne Speiseöl eingetauscht. Zum Nachtessen brutzelte sie wie jeden Tag Röstkartoffeln. Diese wurden jedoch zur Fetteinsparung damals mit Malzkaffeesatz gebräunt.

Wir hatten uns zum Nachtessen an den Küchentisch gesetzt. Außer der Kartoffelpfanne stand noch ein Teller mit sieben Leberwurstscheiben drauf, je eine für Mutter und uns vier Buben und zwei für den Vater. "Zuerst eßt ihr aber den Roterübensalat, erst dann gibt es Wurst", sprach sie gebieterisch.

Bevor wir beiden Großen gegen diesen Erziehungszwang anmurren konnten, heul-
ten die Sirenen. Mutter sprach noch das Tischgebet, dann kündigte uns anhal-
tendes dumpfes Dröhnen einen großen Flugzeugverband an. "Guck zum Wohnzimmer
raus über die Stadt" sagte Vater zu mir." Wir wohnten im Dachgeschoß und
konnten nach Süden über die Stadt hinwegsehen. - Ich erstarrte, Christbäume,
an Fallschirmen langsam herabschwebende Leuchtkugeln zeichneten mit grellem
Magnesiumlicht gestochen scharf Hausdächer und den Kiliansturm in ein Kilo-
meter Entfernung in den schwarzen Nachthimmel. - Das war der Angriff. - Auch
den Eltern stockte das Blut bei diesem gespenstischen Anblick. "Runter!" Mut-
ter drückte oben beim Treppenabgang noch jedem von uns Buben seinen bereit-
stehenden Rucksack, ein Bettstück und eine Tasche in die Hand. Wir rannten.
Ich voraus, die nächsten beiden Brüder hintennach, zuletzt Mutter mit dem
Jüngsten an der Hand. Nur unser dicker dritter Bruder hatte noch die Geistes-
gegenwart nach den Wurstscheiben zu grapschen. Zwei Stück hat er sich gegrif-
fen, das habe ich später beim Löschen nachgezählt. Beim Kellereingang war der
unbeleuchtete Flur so hell, wie wenn die Sonne durch die Haustür hereinge-
schienen hätte.

Jetzt erst erkannte Mutter, daß Vater nicht gleich mitgerannt war. Nie mehr
habe ich unsere Mutter so entsetzt schreien hören: "Vater!" Durch die zwei
starken Luftschutztüren, durch die Gasschleuse hindurch gleich in den gewölb-
ten unteren Keller stolperten wir mehr als wir liefen. In unserem Kellerver-
schlag schob uns Mutter neben die Kartoffelhürde. Der Hausmann schloß mit
beiden Hebelriegeln die Luftschutztüren. Jetzt fühlten wir uns sicher, denn
auch das Kellerfenster war durch einen Laden aus zwölf Millimeter dickem
Stahlblech verriegelt. Jetzt kam auch Vater nachgehastet. "Im Süden brennt's
schon", keuchte er. Dröhnend zogen die Geschwader über uns hinweg. Explo-
sionen, zunächst noch entfernt, ließen den Boden zittern. Aber ein nie gehör-
tes Prasseln wie bei einem Platschregen läßt uns rätseln. Massen von Stab-
brandbomben und Phosphorkanister durchschlagen so Ziegeldächer, erfahren wir
später. Dann Sprengbomben; einzelne zuerst; sich näherndes Heulen, Pfeifen
und Explodieren! Nur kurze Zeit können wir Einzeldetonationen unterscheiden,
dann bricht ein einziger, anhaltend brüllender Höllenlärm aus. Die Glühbirne
zuckt einigemal und erlischt. Der Fußböden stößt gegen die Knie, das Regal
mit den Eindünstgläsern bricht zusammen. Staubkörner kratzen beim schweren
Schnaufen durch den Hals. Vater gelingt es endlich eine Kerze anzuzünden.

Schwere Staubfahnen drücken auf die Flamme. Die anderen Hausbewohner sehe ich auf dem Boden liegen, schreiend, einander haltend. Mutter und Vater stehen noch hinter der Kartoffelhürde, den Jüngsten zwischen sich, einander umarmend. - Eine Ewigkeit dauert dies, zwanzig Minuten waren es, erfahre ich ein Jahr später.

Dann abebbend, nur noch Einzelexplosionen. Vater höre ich das Vaterunser beten. "Und vergib uns unsere Schuld", betet er, denkwürdig für mich, zweimal. Noch einmal ein langes, gezogenes Aufheulen, krachender Einschlag, ganz nahe. Eine Luftmine hat in geringer Entfernung einen Häuserzug der Sichererstraße umgelegt. Dann Ruhe, bedrückende Ruhe.

Erst jetzt sehen wir, daß unser Stahlladen vom Kellerfenster aus seiner Verriegelung gerissen worden ist. Auch die Luftschutztüren stehen sperrangelweit offen. Von oben leuchten die Flammen des brennenden Nachbarhauses zu uns herunter. Es knistert leise.

Mutter kommt wieder zur Besinnung. "Männer, jetzt rauf und löschen, Wasser ist in den Badewannen, die Sandeimer mit Schaufeln stehen vor der Glastür!" - Nie vorher und nie wieder nachher hat sie je Vater und uns Söhne, damals zwölf und dreizehn Jahre alt, mit "Männer" angesprochen. Die Mieterfamilien rennen aus dem Haus und fliehen in die Weinberge. Mir gelingt es, mich über die umgelegte Treppenhauswand zu zwängen und in unsere Dachgeschoßwohnung hoch zu steigen. Der freie Durchblick zwischen den Sparren hindurch auf die brennenden Dachstühle der Nachbarhäuser erschreckt mich. Der Fußboden im Bu-benzimmer und auf der Bühne brennt, mittendrin je eine Stabbrandbombe. Mit der Sandschaufel kann ich beide in den Hof hinunterwerfen. Vater kommt hoch und kippt Wassereimer auf die zwei Brandherde. Gerhard mit Mutter gelingt das gleiche in der unteren Wohnung. Starker Feuersturm bläst uns Funkenregen ins Haus und beißenden Qualm in die Augen. Nur mit Kraft können wir uns gegen den Sturm stemmen und mit der Feuerpatsche neu aufzüngelnde Flammen löschen. Die Augen tränen, der Qualm beißt im Hals. Auch Mutter kommt jetzt hoch, mit Gerhard hat sie vorher die oberen Steinbrocken der Treppenhauswand abgeräumt und aus dem Fenster geworfen. Ihr schwarzes Gesicht, ihre ganz dick, rot eingeschwollenen Augen sind mir im Gedächtnis hängen geblieben. "Gott sei's gedankt, wir leben alle", muntert sie mich wieder auf.

Ich kann fast nicht mehr aus den Augen sehen. Die Besenkammer unter der Bühnentreppe ist der einzige umschlossene Raum geblieben. Dort schiebt sie mich eine Stunde hinein und lehnt sich von außen gegen die Tür.

Vater kann uns jetzt allein lassen und kämpft sich zwischen den brennenden Häusern hindurch in das Krankenhaus in der Paulinenstraße, in seine Dienststelle.

Während der Feuerwache gegen Morgen entdecke ich unter dem zusammengebrochenen Küchentisch, zwischen den Nachtessensresten die übrig gebliebenen vier Wursträdchen. Alle vier schlinge ich in mich hinein, die Gipsbrocken dazwischen knirschen auf meinen Zähnen. - Die Nachbarhäuser sind herabgebrannt, nur aus dem Erdgeschoß und den Kellerfenstern schlagen noch Flammen.

Am übernächsten Tag werden wir beiden Großen mit einem Rucksack zum Alten Friedhof geschickt. Dort war eine Brotverteilungsstelle eingerichtet worden. Zwischen glostenden, qualmenden Ruinen hindurch, über die Trümmer auf den Straßen steigen wir beide auf einem Umweg zur Dammschule. Ich wollte meine Schule sehen. Sie war nur teilweise ausgebrannt. Das Dach war eingedrückt, der Explosionsdruck hatte die Innenwände umgelegt. Nur die geologische Profilpyramide stand unversehrt im Schulhof.

Nachdenklich stand ich wieder an meinem Platz, Mauern hatten meine Sitzbank unter sich begraben. Auch mein Klassenarbeitsheft konnte ich aus dem zusammengebrochenen Schrank herauswühlen! Mit, "Ich hab Hunger", riß mich mein Bruder aus meinem Sinnieren. Das Klassenarbeitsheft habe ich weggeworfen, mein Reißbrett haben wir miteinander unter den Mauerbrocken hervorgezogen und mitgenommen. Damit haben wir zuhause ein Kellerfenster zugenagelt.

Langsam und nachdenklich sind wir über die Trümmer hinweg nach Hause gestiegen. Den drei angekohlten, nackten Leichen in der Sichererstraße haben wir lange in ihre aufgerissenen Augen gestarrt. Wir haben sie erkannt! Ohne miteinander zu sprechen, haben wir uns an den Händen heimgeführt. Unsere Mutter hat sich zu uns in die Luftschutzbetten gelegt. Wir haben zusammen geweint.

Schon am nächsten Morgen drang der Regen durch das offene Dach bis in den Keller herab. Es ist sehr ungemütlich, wenn einem der Regen von oben ins Bett tropft.

Quelle: Günter Schweikle: Schülerdasein unter Bombendrohung. Der 4. Dezember 1944 – mein letzter Schultag, in: Eine Stadt wird zerstört. Leben in der zerstörten Stadt. Anfänge des Wiederaufbaus, Texte und Materialien zum Landesgeschichtlichen Unterricht, hg. von der Arbeitsgemeinschaft Landeskunde/ Landesgeschichte im Stadt- und Landkreis, Heft 10, Heilbronn 1994, S. 21-29.